Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 6

Artikel: Ein Weihnachtsfest in der Steppe
Autor: Lhotzky Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664894

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fälle ein Auge zuzudrücken. Mögen sie sich gedulden bis zum nächsten Jahr, da der nun richtig beeinflußte Günther sich aus ganzem Herzen an der Bescherung freuen und den Eltern, vielleicht nicht durch Worte, sicher aber mit seinen vor Glück strahlenden Augen Dank sagen wird.

Ein Weihnachtsfest in der Steppe.

Von Heinrich Lhotzky.

Wer jemals in der Steppe gelebt hat, wird's nie vergessen. Man erlebt eigentlich nichts in der Steppe. Weit und unterschiedslos wie die Steppe selbst, fließt auch das Leben hin. Es scheint, als wohnte man über der Zeit, und man hat keine Geschichte. Wie ein Hauch dämmernder Ewigkeit liegt's über dem ereignislosen Dasein gebreitet.

In der Steppe ist mir vieles deutlich geworden, was andere schwer begreifen. Ich sah das Leben der Erzväter, wie es sich gleichmäßig, still und feierlich abspielte, nur beleuchtet vom Glanze innerlichen Erlebens. So waren sie hergewandert in unendlichen Flächen hinter riesengroßen Herden, unbegrenzt und unbeschränkt in der Ausdehnung ihres wandelnden Reichtums. Ich konnte verstehen, daß man unter solchen Verhältnissen unendlich alt werden konnte, ohne den Wechsel der Zeiten zu bemerken. Das einfache Leben ohne sonderliche Bedürfnisse, die innere und äußere Ruhe verlängern das Dasein. Ich verstand aber auch, daß ein heutiger Mensch unendlich viel mehr erlebt und ein viel reicheres Dasein führt als einer der Alten. Aber eine liebe Erinnerung bleibt's doch, in der weiten, unterschiedslosen Steppe jenseits von Zeit und Raum gelebt zu haben.

Wir waren ein versprengter Haufen Deutscher, die sich irgendwo in der beßarabischen Steppe unweit der Ufer des Pruth angesiedelt hatten. Die meisten von uns waren aus Österreich. Einer hatte bei Königgrätz mitgefochten und von der wilden Flucht ein quälendes Leiden davongetragen; ein anderer, den wir zum Schullehrer gewählt hatten, trug eine Medaille, die er in Mexiko unter dem unglücklichen Maximilian erworben haben wollte. Es hatten manche von uns eine vielleicht nicht unbewegte Vergangenheit, aber gleichmäßig floß unsere Gegenwart dahin. Unsere Zukunft schien nur abhängig vom Wechsel der Ernten, die uns unser reicher Boden mit recht wenig Mühe bereitwillig spendete.

Auch darin waren wir gleichgestellt, daß es keine Unterschiede von arm und reich, hoch und niedrig unter uns gab. Wir waren alle Bauern ohne Land, denn unser Land gehörte eigentlich dem Kloster auf dem Berge Athos, das es uns für ein Billiges überlassen hatte. Jeder hatte das nötigste Ackergerät und Vieh, aber alle hatten wir unser gutes Auskommen, weil unser Land sich leicht bearbeiten ließ und sehr fruchtbar war. Wir hatten wenig Bedürfnisse, hätten aber auch keine Gelegenheit gehabt, viel Geld auszugeben.

An Geld fehlte es am meisten, denn unsere Erzeugnisse standen niedrig im Preise. Am besten wurde uns noch unsere Maisernte bezahlt, auch der Roggen lieferte bares Geld fürs runde Jahr. Aber das andere war schrecklich billig. Ein Huhn rechnete 20—30 Pfennige, ein Schweinchen 2 Mark, eine Flasche Wein 5 Pfennige, ein geschlachtetes Lämmchen 50 Pfennige und ein Pfund Rindfleisch 10 Pfennige.

Es waren demütigend niedere Preise, aber damals litten wir nicht drunter. Es fehlte der Vergleichspunkt. Weil wir alle gleichmäßig arm waren, waren wir auch alle gleichmäßig reich. Auch die gesellschaftlichen Unterschiede hatte die Steppe ausgeebnet. Man lebte einfach jenseits von Geld und Übermut und schätzte den Menschen nach seinem eigenen Werte. Nur wer arbeitsunfähig wurde, der wurde arm, aber wenn er heranwachsende Kinder hatte, traten diese in die Wirtschaft ein.

Gleichförmig wie die Steppe waren auch unsere Häuser und Höfe. Alle Hütten waren aus Weidenruten geflochten wie große Körbe. Dann waren sie innen und außen mit Lehm beworfen worden, den man mit den Händen glatt gestrichen. Eine weiße Tünche mit bunten Wasserfarben ließ sie freundlich dreinschauen. Fenster waren auf dem Markte zu haben. Man kaufte sie fertig und schnitt nach ihrer Größe Löcher in die geflochtenen Wände. Der Fußboden war festgetretener Lehm, mit altem Stroh gut vermengt, und das Dach bestand aus Schilf, das in Massen die Pruthniederun-

gen bedeckte. Der Hausflur war zugleich die Küche, ein Zimmer rechts und links diente der Unterkunft. Einen Rauchfang hatte in der ganzen Kolonie nicht ein Haus. Der Rauch zog irgendwie durch das Dach. Daher konnte man auch auf dem ganzen Bodenraume Schinken und Fleischwaren räuchern.

Auch mit den Stallungen war's sehr einfach. Das Vieh wurde in der Steppe geweidet bis zum ersten Schnee. Er endete den Vertrag mit dem Hirten, der nach der Kopfzahl bezahlt wurde. Dann trieb es sich meist müßig auf der Dorfstraße und in den Höfen herum. Angebunden wurden höchstens Milchkühe und Arbeitspferde, und ihre Stallung war mehr Windschirm und Wetterschutz als Wärmebehältnis. Die Tiere schützten sich selbst und ließen im Herbst einen zottigen Pelz über sich wachsen. Aber doch hatten sie's schwer im Winter und seufzten nach dem Frühling und der frischen Weide.

Ich besinne mich noch gut, als ich meinen Einzug in die Steppe hielt. Einen ganzen Tag waren wir gefahren und kamen mit dem nötigsten Hausgerät am Orte unserer Bestimmung an. Eine Lehmhütte fand sich vor. Mein Vorgänger, ein moldauischer Bauer, hatte drin gehaust, solange sein Vertrag mit dem Athos währte. Sie bot uns eine hochwillkommene Unterkunft. Die Pferde wurden ausgeschirrt und waren damit zu Hause, denn einen Stall gab's nicht. Ihr Stall war die große Steppe rings um die Hütte. Wir umfriedigten sie mit einem Graben, als wir die Felder bestellten, um die Tiere wenigstens nahe bei der Hand zu haben. So wohnten wir lange Zeit. Dann bauten wir eine zweite Hütte für die Arbeiter, einen Stall, gruben einen Keller und errichteten schließlich ein größeres Wohnhaus aus Erdziegeln.

Bei der Arbeiterwohnung halfen die Bewohner der Kolonie. Das Haus war geflochten wie alle, hatte drei Räume und stand zunächst da wie ein Vogelkäfig. Wir füllten es unten mit Erde an und legten eine Lehmbank rings herum, um es vor Feuchtigkeit zu schützen, dann erschienen eines Tages alle Dorfkinder und jungen Mädchen, es wurde Lehm mit Wasser und Stroh bereitet, und die Jugend bewarf damit die Wände unseres Käfigs innen und außen. Mit den Händen wurde es glatt gestrichen und gab eine prächtige Mauer. Während der Arbeit sangen sie unermüdlich. In zwei Tagen war alles fertig. Dann wurde es mit Schilf gedeckt, und es wohnte sich gut und fröhlich drin. Die Mäuse fanden viel Raum in den Höhlungen der Wände, aber die Katzen hielten sie in Schach.

Ja unsere Kinder! Sie waren wirklich wertvoll, und jedermann wußte sie zu schätzen. Wer keine hatte, suchte Kinder anzunehmen. Waisen wurden mit Freuden überall aufgenommen. Kinder waren unschätzbare Mitarbeiter bei den vielfachen Verrichtungen in der Steppe. Sie halfen Pferde und Ochsen treiben, halfen bei jeder Feldarbeit und halfen der Mutter daheim.

Eine schwere Arbeit jedes Jahr war das Behacken des Maises. Jeder konnte nur soviel säen, als er mit seinen Kräften behacken konnte, denn Arbeiter waren schwer und teuer zu erlangen. Im Mais mußten alle mithelfen. Die Frau nahm ihre Jüngsten mit. So wuchsen sie auf im Maisfelde, wurden sie größer, führten sie selbst die Hacke, und kamen sie heim, so war ihre Speise jahraus, jahrein Maisbrei. Brot gab's in vielen Häusern oft Jahre hindurch nicht. Man hatte es nur, wenn es geraten war. Aber Mais geriet alljährlich und war ein guter Ersatz für Brot.

Aber die Kinder sollten auch lernen. Überall, wo Deutsche in der Welt hinkommen, ist ihre erste Sorge, eine Schule zu gründen. Lehrer hat man oft nicht. Dann wählt man einen dazu, der seine eigene Wissenschaft weitergeben kann und will, und ich kann bezeugen, daß solche Wahllehrer kein schlechter Ersatz für Berufslehrer sind.

Unseren Mexikaner mußten wir leider absetzen. Sein Wandel entsprach zu wenig den Mindestforderungen, die solches Ehrenamt nach sich zieht. Ich trat in die Lücke ein und unterrichtete lange die hoffnungsvolle Dorfjugend. Sie lernte lesen und schreiben, biblische Geschichten, die Namen der Wochentage und Monate, auch wurden die einfachsten Rechenaufgaben gestellt, die sich meistens auf den Markt bezogen. Von dorther sollte sie einmal ihr Geld bekommen, und dort mußte man scharf aufpassen lernen.

Leicht war's nicht, diese Köpfe mit den Anfangsgründen der Wissenschaft zu füllen. Ihre Gedanken durchzogen die Steppe. Sie kannten

jedes Rind und jedes Pferd in der Kolonie, sie wußten genau Bescheid im Säen und Ernten, im Hacken und Graben, im Häuserbauen und Kinderpflegen. Sie sprachen meist zwei bis drei Sprachen, aber lesen, schreiben, rechnen lag ihnen sehr wenig. Es ging sehr schwer ein, weil das Herz anderswo war.

Es war schon schwer, die Jugend vollzählig zu bekommen. Waren auch in den wenigen Wintermonaten von November bis Februar keine Feldarbeiten, so hatte gewiß jede Wirtschaft daheim noch Maiskolben zu entblättern, eine sehr zeitraubende Arbeit, bei der jedes Kind eine unschätzbare Hilfe war. Dann hatten die Mütter sie so nötig, die armen Mütter, die im Sommer auf der Steppe so hart arbeiten und das ganze Jahr hindurch die kleinen Kinder und den Haushalt versorgen mußten.

Es war schwer, bei den widerstreitenden Pflichten das Rechte zu treffen. Leichtfertige Schulversäumnisse hatten wir nicht, aber zu viele, als daß man etwas Rechtes hätte arbeiten können. Eine Kinderschar, die nie vollzählig ist, kann auch den tüchtigsten Lehrer zur Verzweiflung bringen, und andere Mittel als guten Willen und das Einsehen, daß die Kinder wirklich etwas lernen müßten, hatten wir nicht zur Verfügung.

Dazu fehlte es arg an den nötigsten Hilfsmitteln. Nur wenige Bänke hatten auch Tische. Eine Schule traf ich einmal an, die überhaupt keinen einzigen Tisch hatte. Da sagte der Lehrer: Wir wollen jetzt schreiben! Sofort erhob sich seine ganze Schar, machte plötzlich kehrt und sank in die Knie, um die verlassenen Sitze als Schreibtische zu benutzen.

In unserer Schule fehlte es hauptsächlich an Raum. Kamen alle Kinder zur Schule, so mußten einige stehen. Trotzdem brachten größere Kinder oft kleine Geschwister mit, damit sie daheim nicht im Wege wären. Sie waren aber in der Schule noch mehr im Wege, und doch konnte man sie nicht wohl wegschicken.

So war die Arbeit an den Kindern nicht leicht. Gegen Weihnachten gelang es mir, einen Nachfolger zu finden. Es war ein gar lieber guter Mensch, der sich von ganzem Herzen dem Lehrerberufe gewidmet hatte, ohne die nötigen Vorkenntnisse zu besitzen. Er war später in Amerika und ist der einzige in einem langen Leben, der mir vorgekommen ist, der von Trunksucht wirklich frei wurde. Damals fing er an, allem geistigen Getränk völlig zu entsagen. Eine andere Hilfe als völlige Entsagung gibt's in dem Falle auch nicht.

Er wollte nun ein recht großes, fröhliches Weihnachtsfest einrichten. Für solche Dinge hatte er Herz und Sinn. Einige Tage vorher erschien er bei mir mit der Bitte um einige alte Zeitungen. — Wozu er die brauche? „Zum Christbaum!"

Richtig, Christbaum! Da wurde ich wirklich neugierig. Denn die Steppe barg nichts Christbaumähnliches. Aber woher sollte ich alte Zeitungen nehmen? Ich besaß vier Bücher, die ich immerfort las. Eine deutsche Bibel, eine russische Grammatik und die Zündelschen Bücher. Einmal wöchentlich kam die Post. Eine Polizeigelegenheit war so liebenswürdig, meinen Verkehr mit der Außenwelt zu vermitteln. Sie brachte uns als einzige Zeitung das Petersburger Sonntagsblatt mit einer Spalte über Politik. Diese Blätter suchte ich zusammen und übergab sie dem Bittsteller.

Und er feierte Weihnachten damit. Wir hatten eine kleine Kirche. Sie war auch aus Ruten geflochten, mit Lehm beworfen, aber mit Schindeln gedeckt. Ich hatte ein Harmonium hineingestellt. Der liebe Mensch benutzte seine ungelenken Arbeitsfinger, um Choräle spielen zu lernen. Er spielte aber alles der Einfachheit halber ohne Vorzeichen. Weder er noch jemand bemerkte es. Ich konnte ihm die andere Spielweise nur allmählig beibringen.

Im Mittelpunkt des Festes standen unsere Kinder. Wir hatten jedem von ihnen ein Wachslicht in die harten Fäuste gegeben. So erleuchteten sie zugleich den Raum. Um den Christbaum sangen sie unsere alten Weihnachtslieder. Es war wirklich ein Christbaum da. Der liebe Mensch hatte irgendwo in der Steppe einen Dornbusch abgehackt und mit unsagbarer Mühe seine Äste mit Streifen von Zeitungsblättern umwickelt und seine Krallen versteckt. Nun stand er da wie ein schneebedeckter Weihnachtsbaum und erstrahlte im Lichterglanz.

So lasen wir die Weihnachtsgeschichte in unserem Dorfkirchlein. Wir erlebten sie mit. Wieder einmal lag der Weltheiland arm in einer Krippe, dieses Mal draußen in der beßarabischen Steppe, und um ihn her sangen hartköpfige deutsche Bauernkinder mit Wachskerzen

in der Hand „Stille Nacht, heilige Nacht“ ... und der liebe Mensch spielte dazu ohne Vorzeichen. Aber es war ein unvergeßliches Weihnachtsfest. Wüßte keines, das mich je so ergriffen hätte. Das macht die Steppe. Sie ist ernst und tief.

Giovanni Giacometti, der Maler der sonnigen Welt.

> ... in uns lebt die Schönheit; was in den Kunstwerken mich entzückt, ist, in ihnen allen einen Künstler, einen Bruder wiederzufinden, der mir die Natur in einer neuen Weise, mit aller Macht oder seiner Persönlichkeit zeigt. Emil Zola.

Für Kunst sich zu interessieren, ist eine Beschäftigung, die heute kaum noch zeitgemäß ist. Das moderne Leben richtet sich auf den Nutzen. Man bemüht sich, das Dasein in materieller Hinsicht zu bessern und glaubt, die Kunst entbehren zu können. Und weil der Wissenschaft Erfindungen gelingen, welche die Bedürfnisse von Millionen in Vollkommenheit befriedigen, gehört unsere Epoche den Chemikern und Ingenieuren, den Großkaufleuten und Industriellen. Nach Geist im Sinne innerer Schönheit, nach Gedanken und Träumen frägt man nicht mehr. Die Kunst liegt buchstäblich im Sterben, weil sie aus dem täglichen Leben vertrieben ist...

In diesem Sinne äußerte sich vor mehr als zwanzig Jahren Auguste Rodin, Frankreichs berühmter Bildhauer. Und seine ahnende Dunkelseherei hat in mancherlei Hinsicht Recht behalten. Heute mehr denn je. Denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, so werden die nächsten Jahre gar einen erbitterten Kampf zwischen Architektur und Malerei, zwischen nackter Wand und Tafelbild bringen, dessen Auswirkungen noch nicht abzusehen sind. Fügt man hinzu, daß dieser Kampf in einer Zeit einsetzt, in welcher auch der einfachere Mensch eben anfing zu verspüren, daß Kunst Vergeistigung ist, Genuß des Verstandes, „höchste Freude des Geistes, der die Natur durchdringt und in ihr den gleichen Geist ahnt, von dem auch sie beseelt ist; erhabenste Aufgabe des Menschen, die Welt in ihrer tiefsten Wahrheit und Schönheit zu verstehen,“ so wird man das Bedenkliche an der angedeuteten Krisis erfassen.

Giovanni Giacometti: Selbstbildnis.

Noch blieben und bleiben der Malerei weite Gebiete Wildland zu erobern und ihren Diensten nutzbar zu machen. So, indem die Kunst noch mehr als bisher zum Volke niederstiege und ihm begreiflich machte, daß ein einziges, auch noch so kleines Originalbild eines Künstlers all den phantastischen Kram an seinen Wänden überflüssig macht. Und daß es in dem einen Bild etwas besitzt, das Eigenwert hat, nur ihm und nicht Tausenden gleichzeitig gehört. Daß aus diesem Bild die Seele eines Menschen spricht, welche Natur und Gedanken auf eigene Weise erlebt; oftmals auf eine so umfassende und intensive Art, daß die schaffende Hand erst über die äußern Erscheinungen hinweg zu den inneren Wahrheiten des Darzustellenden gelangt. Daß es aus diesem einen Bilde sehen lernt. So sehen, daß sich ihm eine neue Welt erschließt und es unendlich bereichert.

Damit ist nicht alles gesagt. Der Malerei darf es auch gelingen, künst-